

Auch die Pariser rührten sich wieder. Dem Ausfalle gegen Clamart folgte ein anderer in westlicher Richtung, der wiederum durch die Batterien des Mont Valerien und außerdem durch einige Kanonenboote auf der Seine unterstützt wurde, und dann der besonders energische Vorstoß von Nordwesten nach dem Dorfe Le Bourget, das wirklich in die Hände der Franzosen fiel. Zu behaupten vermochten sie es aber nur zwei Tage, dann wurden sie wieder hinausgedrungen. Und gleichzeitig kam die Kunde vom Falle von Metz. Zum Seligen seines Planes hatte Gambetta wesentlich auf die Mitwirkung Bazaine's und der in Metz eingeschlossenen Heereskräfte gerechnet, aber bevor noch die Organisation der Loirearmee beendet war, erfüllte sich bereits das Schicksal der lothringischen Festung. Am 29. Oktober wurde die Stadt Metz und die Forts den deutschen Truppen übergeben. Drei Marschälle: Bazaine, Canrobert und Lebouff, 6000 Offiziere und etwa 173,000 Mann kamen in Kriegsgefangenschaft, 58 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, 68 Mitrailleurkanonen, 500 Festungsgeschütze, gegen 300,000 Gewehre und beträchtliche andere Kriegsvorräte wurden erbeutet. In der gesammelten Kriegsgefangenschaft läßt sich keine Kapitulation ausfindig machen, die von Metz an die Seite zu stellen wäre.

Vor Paris feierten die deutschen Truppen die Wiedereinnahme von Le Bourget und den Fall von Metz gleichzeitig.

Auch in dem größten Erdgeschoszimmer der Montmayer'schen Fabrik saßen sechs oder sieben Soldaten fröhlich beisammen, tranken Rotwein und sangen, rauchten und plauderten. Anvoren, unter ihnen auch der Sergeant und Franz Schöller, waren nach Saint-Cloud gegangen, wohin einige der dort liegenden Kameraden sie eingeladen hatten.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als die nach außen führende Thür geöffnet wurde, und drei Franzosen in blauen Mänteln und Mützen über die Schwelle traten. Es waren noch junge Leute, die einigermaßen angetrunken schienen, denn sie schwannten bedenklich. Sie schienen aber sehr gemüthlich gestimmt, denn sie lachten und baten, mitzutrinken zu dürfen, sowie um etwas Tabak für ihre Pfeifen. Als sie sahen, daß von den anwesenden Infanteristen keiner Französisch sprach, suchten sie ihre Wünsche durch Gebärden auszuwirken.

Dies geschah in so drölicher Weise, daß die Soldaten lachen mußten. Die fideleu Zechbrüder gefielen ihnen, sie luden sie arglos ein, näher zu treten, und gaben ihnen zu trinken. Jetzt schwannten die Drei noch bedenklicher als vorher, es war aber trotzdem eine bestimmte Absicht in ihren Bewegungen, denn sie richteten diese so ein, daß sie sich fortwährend zwischen den Mannschaften und deren an der Wand stehenden Gewehren befanden.

Pflicht taumelte der eine von ihnen — Luzie würde mit Schreden in ihm Walter Bourreille, wie in seinen Begleitern Paul und Heinrich Doriat erkannt haben — rüddlings gegen das Fenster, und zwar so ungeschickt, daß er mit dem Ellbogen eine Scheibe zerstiess. Auf das Signal wurde die Thür aufgerissen, eine ganze Schaar von Francitneurs stürzte in den Saal, und bevor die Deutschen an Widerstand denken konnten, waren sie umzingelt und mußten sich gefangen geben.

Walter, Paul und Heinrich, die ihre Rolle so ausgezeichnet gespielt hatten, verschwand dann, von mehreren Francitneurs begleitet. Sie eilten durch den Hof dem Wohnhause zu. Dort war man inzwischen auf dem Lärm bereits aufmerksam geworden.

Johann v. Montmayer hatte von seinem Zimmer aus die Rufe seiner Landsleute gehört; Luzie meinte sogar deutlich die Stimme Walter's und ihrer Pflegebrüder zu unterscheiden. Sie hatte sich noch nicht ausgetrieben und eilte in das Erdgeschos hinauf, um Gewaltthaten zu verhüten. Auf sie hatten jene Drei, wenn sie es wirklich waren, es nicht abgesehen — Luzie erschien ihnen ja im höchsten Grade verächtlich — sondern der Handstreich galt gewiß Johann v. Montmayer, den die jungen Leute haßten.

„Definet,“ erscholl es von draußen, „oder wir schlagen die Thür ein!“  
Rathlos stand das junge Mädchen

einen Augenblick da; was war zu thun?  
„Definet, oder wir steden das Haus an.“ Montmayer ist ein Spion und ein Verräther!  
„Sie werden ihn tödten, diese Unseligen,“ sagte sich Luzie, „sie ahnen nicht, daß das Leben dieses Menschen mir ebenso werthvoll ist, wie das ihre. Wenn Johann v. Montmayer stirbt, so ist Michel Doriat unrettbar verloren. Deswegen muß ich sein Leben um jeden Preis sichern.“  
Sie stürzte die Treppe wieder empor und klopfte an sein Zimmer. Er öffnete sofort und sagte: „Bleiben Sie bei mir, Luzie, und beugen Sie keine Furcht, ich werde Sie schon zu verteidigen wissen.“  
„Ich habe keine Furcht für mich, sondern für Sie!“  
„Was sollte ich denn zu fürchten haben?“

„Unter denen, die dort unten die Thür einzustößen drohen, befinden sich Walter Bourreille und Paul und Heinrich Doriat, die Ihnen den Tod geschworen haben. Verbergen Sie sich um Gottes Willen, dann werde ich ihnen sagen, daß Sie gar nicht dabei sind, sondern nach Versailles gegangen sind.“  
„Du liebst mich also doch, Luzie?“  
„Ich werde Sie doch nicht umbringen lassen.“  
„Sage, daß Du mich liebst,“ wiederholte er leidenschaftlich.  
„Schnell, verstecken Sie sich, ich bitte Sie!“  
„Nein,“ beharrte er, „ich bleibe hier, wenn Du nicht auf meine Frage antwortest.“  
„Ja, Johann,“ erwiderte sie nun mit flammenden Augen, „ich liebe Sie — Sie sehen ja, wie ich für Ihr Leben zittere.“  
„Dann gehorche ich.“  
Er eilte in das Erdgeschos hinauf und durch die Hinterthür in den Hof, an den sich der rings von einer Mauer umgebene Garten anschloß. In einer Ecke des Hofes befand sich der zum Theil verfallene und ausgetrodnete Brunnen, in dem der Chemiker damals auch die Kasse mit seinem Raub verborgen hatte. Jetzt sollte er ihm selber als Versteck dienen, denn man konnte mit einiger Vorsicht und Gewandtheit in den engen Schacht ganz gut hinaufsteigen, da bald rechts, bald links Steine fehlten, in deren Lücken man die Füße einstemmen konnte.

Gerade als der Flüchtling den ganz im Dunkeln liegenden Hof betrat, wußte die Haushälterin gegen sie gestemmten kräftigen Schultern, und Walter, die beiden Doriats und ihre Gewehre drangen in den Hausflur Dort trat ihnen das junge Mädchen bleich, aber entschlossen entgegen. Einen Augenblick stutzte sie.

Luzie hatte nichts von ihrer früheren stolzen Haltung eingebüßt, sie senkte die Augen nicht, indem sie kurz fragte: „Was verlangt Ihr?“  
„Montmayer — den Verräther und Spion!“  
„Er ist weder das Eine noch das Andere. Ihr wißt das auch. Ihr wollt bloß Euer persönliches Rachegefühl befriedigen. Der Haß gegen Montmayer ist's, der Euch hergeführt.“  
„Darüber wollen wir nicht streiten,“ entgegnete Walter. „Wo ist er?“  
„Er ist nicht daheim, sondern in Versailles!“  
„Du lügst!“  
„Ich schwöre euch, daß ihr außer mit hier im Hause nur den kranken Herrn Georg und die alte Frau von Montmayer finden werdet.“  
„Wir werden alle Zimmer durchsuchen und Du sollst uns dabei begleiten.“  
„Gut.“  
„Gerbärmliches Geschöpf! Ohne Herz und ohne Scham!“  
„Du hast kein Recht, mich zu beschimpfen, Walter. Niemand darf mir verwehren, nach freier Wahl meines Herzens über mich zu verfügen.“

In seiner Eifersucht und Verzweiflung hob der junge Mann, der Luzie noch immer leidenschaftlich liebte, die geballten Fäuste gegen sie, als ob er schlagen wolle. Gleich darauf aber ließ er sie wieder sinken und sagte bleich: „Kommt mit uns, damit wir Hausdurchsuchung halten können.“

Alle Gemächer, alle Ecken und Winkel des Hauses wurden durchsucht, aber von Johann war keine Spur zu entdecken. Man lehrte, ergrimmt über das fruchtlose Suchen, wieder in das Erdgeschos zurück, wo Walter, vor Wuth bebend, Luzie nochmals fragte: „Er ist bestimmt im Hause. Wo hält er sich versteckt?“  
„Das werde ich euch nicht sagen.“  
„So sehr liebst du ihn also?“  
„Ja, ich liebe ihn, es ist wahr!“  
Pflötzlich ging die nach dem Hof führende Thür auf und auf der Schwelle erschien Johann von Montmayer, nach dem sich alle umwandten.  
„Hier bin ich,“ sagte er, „was wollt ihr?“

Sie stürzten auf ihn los und umringelten ihn. In diesem Moment fiel ein drauhen Gewehrshüffe: eine Abtheilung preussischer Infanterie hatte die Fabrik umstellt und rüdete nun den Francitneurs zu Leibe. Ihr Erscheinen hatte eine ganz einfache Erklärung. In einem Nebenraume hatte ein Soldat geschlafen und war erst durch das Eindringen der Francitneurs in den großen Saal geweckt worden. Er hatte gehört, wie seine überrumpelten Kameraden sich ergeben mußten, war dann durch ein Fenster geschlüpft und nach Garçhes geeilt, wo er Alarm schlug und das Vorgefallene meldete.

Montmayer hatte in seinem Versteck das Anrücken der Preußen gehört und sich in das Wohnhaus begeben, wo er noch hören konnte, mit welchem Eifer ihn Luzie gegen Walter verteidigte. Das Blatt hatte sich jetzt geändert.  
„Schnell! Wenn wir nicht noch durch eine Seitenthür entweichen können, so sind wir verloren, rief Paul Doriat, und gleich darauf waren die beiden Brüder mit ihren Kameraden verschwunden. Bloß Walter Bourreille verschmähte es, ihnen zu folgen, und blieb bei Montmayer und Luzie zurück.  
Auf die Schüsse der Ründnadelgewehre antworteten die französischen Chassepots, Fenster wurden zertrümmert, Thüren eingestossen, Augen pflissen durch die Luft und bohren sich in die Mauern. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete Montmayer Luzie, um zu beobachten, wie sie sich angefaßt der furchtbaren Gefahr, in der Walter schwebte, verhalten werde.

Sie stand eine entsetzliche Qual aus; ein Wort, eine Gebärde konnte sie verrathen. Was sollte sie thun?  
„Walter, Du bist verloren, wenn Du nicht flücht!“ rief sie ihm zu.  
„Du weißt recht gut, daß die Deutschen die Francitneurs nicht als Kriegsgefangene behandeln. Es ist Dein Tod, wenn sie Dich hier finden!“  
„Nun gut, so werde ich sterben.“  
„Ich beschwöre Dich, Walter, setze doch nicht Dein Leben so zwecklos auf Spiel!“  
„Ja, es ist auch wahr — ich habe vorher noch meine Rechnung mit jenem Herrn dort zu begleichen, versetze er zähneknirschend und auf den Chemiker deutend.  
„Wie es Ihnen beliebt,“ meinte dieser gelassen.  
Nun eilte auch Walter den Vorgegangenen nach, während Montmayer Luzie in seine Arme zog und dies Marmorbild mit Küffen bedeckte. „Und ich Thor konnte an Deiner Liebe zweifeln,“ flüsterte er ihr dabei zu.  
„Und jetzt?“ fragte sie zusammenfassend.

„Jetzt zweifle ich nimmermehr!“  
Draußen näherten sich eilige Schritte; leuchtend erschien Walter wieder.  
„Alles umfließt,“ stöhnte er. „Wenn ich denn sterben soll, so will ich bei Dir sterben, Luzie!“  
„Nein, das darf nicht geschehen! Meinethwegen sterben soll Du nicht,“ rief das junge Mädchen entschlossen. Sie ergriff ihn bei der Hand und eilte mit ihm bis zur Hofthür, von wo sie auf den Brunnen deutete. „Dort verberg Dich,“ flüsterte sie ihm zu.  
Montmayer hatte das mit gerunzelter Stirn gesehen und fühlte sich auf's Neue in seine qualvollen Zweifel zurückgeworfen.

„Was ist Ihnen jetzt noch das Leben dieses Menschen? Ich hätte ihn ruhig sterben lassen.“  
„Wie — einen Landmann, einen Vaterlandsvertheidiger?“  
„Für mich ist er weder das Eine noch das Andere, nur ein Mann, der Dich geliebt hat und noch liebt — folglich ein Feind!“ Pflötzlich packte er eines ihrer Hangelenke und preßte es, als ob er es hätte zerbrechen wollen, indem er murmelte: Gestehe jetzt! Du liebst ihn immer noch!“  
„Ich schwöre Ihnen —“  
Er ließ sie fahren, denn ihm war eine Idee gekommen, wie es mit Sicherheit erfahren könne, ob er Ursache habe, ihr zu misstrauen.  
Es fielen nur noch vereinzelte Gewehrshüsse in der Ferne. Die Francitneurs mußten geflüchtet oder gefallen sein; die Entflohenen schien ein Theil der Preußen zu verfolgen, ein anderer hielt die Fabrik umstellt. Etwa zehn Mann und ein von Garçhes herübergekommener Offizier kamen jetzt in das Wohnhaus, wo ihnen Montmayer und Luzie entgegentraten. Ersterer wurde beschuldigt, mit den Francitneurs im Einvernehmen gewesen zu sein, was er auf das Lebhafteste bestritt unter dem Hinweis auf seine ganze bisherige Haltung, sowie namentlich darauf, daß die Francitneurs ihm feindselig gesinnt gewesen seien, daß sie es gerade auf ihn abgesehen ge-

habt hätten und ihn zweifellos als Gefangenen mit sich fortgeschleppt haben würden, wenn in dem entscheidenden Augenblick die Preußen nicht angerückt wären. Luzie bestätigte auf das Nachdrücklichste diese Angaben, die dem Offizier auch glaubhaft dünkten, als pflötzlich der von der Fabrik herkommende Sergeant Ritter, der mit Schöller inzwischen zurückgekehrt war, an ihn hertrat und ihm eine Meldung machte.

„Meine Leute behaupten,“ sagte der Offizier hierauf streng, „daß sich einer der Francitneurs noch hier im Hause befindet. Einer von den Dreien, die zuerst sich betrunken stellten, in den Fabrikssaal gekommen sind. Die zwei Anderen sind entwischt, aber wo steht der Dritte?“  
Johann und Luzie wechselten einen flüchtigen Blick, der dem Offizier nicht entging. „Ich bin überzeugt, daß Sie den Mann verborgen halten,“ meinte er ernst.

Montmayer schwieg. Seine Blicke haften unterwandt an den Augen des jungen Mädchens. Auf ein Zeichen des Offiziers wurden dem Chemiker die Arme auf den Rücken gebunden, allein er verharrte in seinem Schweigen, auch als der Offizier nochmals im Borne fragte: „Wo haben Sie den Mann versteckt?“  
Luzie befand sich in einem entsetzlichen Zwiespalt, und sie zitterte an jedem Körper, als der Leutnant, zu Johann gewendet, hinzusetzte: „Ich erkläre Ihnen hiermit, daß Sie, wenn Sie mir den Mann nicht ausliefern, erschossen werden; nun wählen Sie! Fünf Minuten Bedenkzeit gebe ich Ihnen, dann lasse ich Sie abführen.“

Es handelte sich um das Leben von drei Menschen in diesem Augenblicke, um das Montmayer's, wenn er nicht sprach; um das Walter's, wenn er sprach; und endlich um das Doriat's, wenn Johann von den Preußen erschossen wurde.  
Als Luzie in verzweifelter Seelenmarie Johann von Montmayer anschaute, nicht ihr dieser bedeutungsvoll zu, und sie verstand diese Gebärde, die besagte: „Du mußt jetzt zwischen ihm und mir wählen. Ich werde nicht sprechen, sondern Dir das überlassen.“ Wenn Du nicht redest, so werde ich nach Verlauf von fünf Minuten von den Preußen abgeführt und erschossen. Wenn Du redest, so trifft Walter dieses Loos. Wenn es wahr ist, daß Du ihn nicht mehr liebst, warum zögerst Du dann, ihn auszuliefern? Wenn es wahr ist, daß Du mich liebst, warum befinnst Du Dich, mich zu retten?“  
Luzie mußte sich gegen die Wand lehnen, um nicht umzufallen. Wenn Montmayer starb, so war Doriat verloren, und sie selbst blieb für alle Zeit mit einem Mädel behaftet. Wenn sie aber Montmayer retten wollte, so gab es nur ein Mittel dazu: sie mußte den Geliebten opfern! Sie suchte den Offizier, der fertig französisch sprach, davon zu überzeugen, daß Montmayer keine Schuld tragen könne, da diesem der Ueberfall der Francitneurs in erster Linie ergolten habe. Jener aber blickte auf die Uhr und sagte kalt: „Es sind bereits zwei Minuten über die von mir gesetzte Frist verflohen. Wenn dieser Herr nicht im Einvernehmen mit dem Francitneurs steht, so möge er uns den Mann ausliefern, der noch in diesem Hause versteckt ist.“

Dann gab er seinen Leuten Befehl, den Chemiker fortzuführen. Johann war bleich, aber er sagte bloß zu Luzie: „Du liebst mich also doch nicht!“  
In diesem Augenblick schaute Luzie zufällig durch die offen gebliebene Hinterthür in den Hof, der jetzt vom Mondlicht überglänzt dalag. Der Brunnen lag gerade vor ihr, und sie konnte deutlich sehen, wie Walter aus dem Schachte hervorkam, sich zu der Gartenmauer hinsetzte, am Spalter Mauerlatte niederbuckte, um erst zu erpähen, ob an dieser Stelle draußen die Luft rein sei, ehe er hinabsprang.

Die Deutschen waren sämtlich mit ihrem Gefangenen beschäftigt, von ihnen hatte keiner in den Hof geschaut. Nun konnte das junge Mädchen also ungestört Montmayer den von ihm verlangten Liebesbeweis geben, indem sie Walter's Versteck angab. Sie ahnte nicht, daß inzwischen Walter, nachdem er gesehen, daß draußen eine ganze Vorpostenlinie aufgestellt und an kein Durchkommen zu denken sei, eben so rasch von der Mauer herabgesteigert und aufs Neue in dem Brunnenstache verborgen war. Schon hatte man mittlerweile Johann gefesselt und in den Hof hinausgeführt, als Luzie in höchster Erregung an den Offizier herantret und zu ihm sagte, nachdem sie gesehen, daß die Mauer leer war: „Dieser Herr, den Sie erschließen lassen

wollen, ist zu edelthend, um einen Landsmann zu verrathen, selbst wenn es sich um einen Feind handelt. Es ist deswegen nothwendig, daß ich rede. Ich habe gesehen, daß vor Ihrer Ankunft sich ein Mann in jenem Brunnen dort versteckte!“

Es gab eine allgemeine Aufregung, einige Soldaten eilten in das Haus, um Stroich zu holen, das sie anzünden und in den Brunnenstach werfen wollten, um diesen zu beleuchten, doch bevor dies noch geschehen konnte, tauchte bereits Walter Bourreille's blaßes Gesicht über dem Brunnenrande auf. Er hatte gehört, daß er verloren war, daß Luzie selbst ihn verrathen hatte. Was lag ihm jetzt noch am Leben?

Luzie aber wußte zuerst nicht, was sie sah. War denn das nicht ein Spul, der ihr Auge täuschte? Walter mußte doch längst in Sicherheit sein! Entsetzt starrte sie ihn an, als ob er ein Gespenst wäre. Er aber schlenderte, als man ihn an ihr vorbeiführte, ihr mit tiefer Verachtung die Worte in's Antlitz: „Verworfene Dirne!“

„Walter, Walter!“ stöhnte sie und sank dann bewußtlos zu Boden.  
Montmayer, dem Franz Schöller inzwischen mit einigen glückwünschenden Worten die Fesseln wieder abgenommen hatte, eilte zu ihr hin und nahm die Ohnmächtige in seine starken Arme. Er trug sie in's Haus, stieg mit seiner Bürde die Treppe empor und machte vor dem Zimmer seiner Mutter Halt, die auf seinen Ruf sich zu öffnen beilte.

„Wie, haben die Unmenschen dem armen Kinde ein Leid angethan?“ fragte sie ergrimmt.  
„Nein, beruhige Dich nur. Sie ist bloß ohnmächtig.“

Er legte sie auf das Bett seiner Mutter nieder, die sich eifrig um die Nerven bemühte, doch wollte lange die Bewußtlosigkeit nicht weichen. Endlich schlug Luzie die Augen wieder auf, und Frau von Montmayer, der Johann inzwischen kurz berichtet hatte, was vorgefallen sei, blickte zu ihrem Sohne: „So, jetzt laß' uns allein. Ich werde schon für sie sorgen.“  
Luzie hatte bereits wieder ihre Augen geschlossen. Sie mußte immer von Neuem darüber nachsinnen, wie Walter wieder in den Brunnen gelangt war, nachdem sie ihm doch mit ihren eigenen Augen hatte daraus hervorkommen und die Gartenmauer hatte erklimmern sehen. Was würde nun mit ihm geschehen? War Walter am Ende schon todt?

Entsetzt aufstehend fragte sie die alte Frau, ob man den Gefangenen schon erschossen habe, was diese verneinte, indem sie hinzufügte, ihr Sohn habe gemeint, daß das wohl erst morgen früh nach erfolgter Aburtheilung durch das Kriegsgericht geschehen werde.  
„Und wo ist er jetzt?“  
„In der Fabrik bewachen sie ihn.“  
Das arme Mädchen brach in Thränen aus, aber während sie weinte, reifte in ihr der Entschluß, Alles zur Rettung des Geliebten aufzubieten.  
„Wenn er stirbt, will ich auch nicht länger leben!“ murmelte sie.

Als Walter Bourreille sich den Deutschen ergeben mußte, hatte er mit dem Leben abgefunden. Er war ja in jedem Falle verloren; betrachtete man ihn als Francitneur, so wurde er erschossen; betrachtete man ihn aber als Civilisten, so wurde er als Spion angesehen, mit dem gleichfalls kurzer Prozeß gemacht wurde.

Man sperzte ihn in einen Raum der Fabrik, der früher dem Werkmeister als Bureau gedient hatte. Das ziemlich kleine Zimmer besaß zwei Thüren und ein Fenster. Die eine Thür ging auf einen engen Hof, und den herum die Arbeitsräume der Fabrik lagen, und aus dem eine Glas Thür in den großen Arbeitsaal führte, in dem es fast aussah, wie in einer deutschen Kaiserentube. An eine Flucht in dieser Richtung war also nicht zu denken, wenngleich die in den Fabrikhof gehende Thür ziemlich gebrechlich war, so daß Walter sie mit seinen kräftigen Schultern wohl leicht aus den Angeln gehoben hätte. Die zweite Thür seines Haftraumes öffnete sich auf das freie Feld, wo dem armen Gefangenen die Freiheit winkte, allein dort stand jetzt ein Doppelposten. Das Fenster, durch das der Mond hereinschien, lag auf derselben Seite; es war mit starken Eisenstangen vergerittert.

Ein Entkommen schien also von vornherein so aussichtslos, daß Walter jeden Gedanken daran sofort verwarf und sich niedergelassen auf einen Schemel setzte, den er in einer Ecke vorwand. „Wozu auch weiter leben,“ dachte er in seiner verzweifelten Gemüthsstimmung bei sich, „wenn das

Leben nichts Anderes bringt, als Schmerzen und Enttäuschungen?“

Nach etwa einer halben Stunde kamen Tritte über den inneren Hof, dann wurde die dorthin führende Thür aufgeschloffen. Es war Sergeant Ritter mit einer brennenden Kerze, der den Gefangenen noch einmal in Augenschein nehmen wollte, und ein Infanterist mit einer alten wollenen Decke und einem Krüge Wasser. Leibesstief er Walter da, dann gingen Beide wieder, nachdem der Sergeant sich überzeugt hatte, daß ein Entfliehen des Gefangenen unmöglich sei. Die Thür wurde von außen wieder beschloffen, und Beide kehrten in den Fabrikaal zurück. Dort hatte sich der Sergeant ebenfalls einen Stroich auf den Boden hinlegen lassen, denn er wollte die Nacht bei seinen Leuten bleiben und nicht wie sonst im Wohnhause schlafen. Es war zwar kaum angenehmer, daß die Francitneurs in derselben Nacht noch einen zweiten Handstreich wagten würden, indessen man mußte auf Alles vorbereitet sein, und die Draußen auf und ab gehenden Doppelposten hatten die Mahnung erhalten, besonders scharf aufzupassen.

Franz Schöller traf diese Nacht die Reihe des Postensitzens nicht; nachdem er noch etwa ein Stündchen mit den Kameraden geplaudert hatte, begab er sich nach dem Wohnhause, um sich zur Ruhe zu begeben. Als er sich aber der Hausthür näherte, erhob sich pflötzlich von der Schwelle eine dunkle Gestalt, die dort auf ihn gewartet zu haben schien. Da der Mond eine ziemlich helle verbreitete, erkannte er sofort Luzie und rief überrascht: „Wie, sind Sie es wirklich, Fräulein Luzie?“

„Ich habe auf Sie gewartet,“ flüsterte sie. „Sie sind der einzige Mensch, an den ich mich in meiner furchtbaren Noth wenden kann.“  
„Ja, was wünschen Sie denn, Fräulein?“ fragte er erstaunt.  
„O, Sie werden mir helfen, nicht wahr?“ stehete sie, seine Hand ergreifend. „Sie sind ein guter edelthendender Mann, der auch im Kriege auf die Stimme der Menschlichkeit hört.“  
Jhm wurde ganz seltsam zu Muthe in der Nähe des schönen Mädchens, das es ihm mehr angethan hatte, als er sich selbst eingesehen wollte. „Verfügen Sie ganz über mich, wenn ich Ihnen dienlich sein kann,“ entgegnete er. „Was wünschen Sie denn?“

„Ich liebe Sie an, dem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen,“ gab sie, zitternd vor banger Erwartung, zu.

Er entzog ihr schroff seine Hand und trat einen Schritt zurück. „Das ist ein seltsames Ansuchen, daß Sie da an mich stellen, Fräulein,“ erwiderte er unmutig. „Einen Menschen entlassen zu lassen, der meine Kameraden verrätherisch zu überfallen geholfen hat? Ich möchte wohl wissen, was ein Franzose in dem gleichen Falle Ihnen antworten würde!“

„D, Herr Schöller, vergessen Sie doch, daß wir verschiedener Nationalität sind; halten Sie sich doch an den Fall selbst. Zunächst glauben Sie mir, ich schwöre es Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß Walter Bourreille weder als Francitneur noch als Spion hier eingedrungen ist, daß der ganze Anschlag gar nicht Ihnen Kameraden galt!“

„Und das wollen Sie mir weismachen?“  
„Sie werden nicht mehr bezweifeln, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich Ihnen erkläre, daß Walter Bourreille bis vor Kurzem mein Verlobter war, was Ihnen jeder Einwohner von Garçhes bestätigen wird. Es kam dann aus äußeren Gründen zu einem Zerwürfniß, ich brach mit ihm und nahm die Werbung des Herrn von Montmayer an. Eifersucht und Haß gegen den Letzteren haben ihn dazu gebracht, mit seinen Kameraden einen Ueberfall der Fabrik zu planen, um Johann von Montmayer mit sich zu schleppen. Die Deutschen sollten nur verhindert werden, ihnen dabei in den Weg zu treten. Es ist ja auch Niemand von Ihnen verletzt worden, wie ich gehört habe. Sie können also um so eher meine Bitte erfüllen und einem Unschuldbigen das Leben retten.“

„Selbst wenn ich das wollte, würde Fenster des Zimmers, in dem er eingekerkert ist, nicht möglich sein. Vor dem schloffen ist, steht ein Doppelposten.“  
„Aber er könnte durch die Fabrik entfliehen, wenn die dorthin führende Thür ihm geöffnet würde.“  
„Mitten durch den Saal, in dem meine Kameraden sind?“ sagte Schöller.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Skeptiker.

A: „Glauben Sie an den Zufall?“

B: „Mir ist noch nie etwas zugefallen!“